

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Roscius, Friedrich: Die Macht des Gewissens [3 Bilder; Becker, C.]

urn:nbn:de:bsz:31-62042



Die Macht des Gewissens.

Erzählung

von

Fr. Roscius.

Wie hatten sich eines Abends, nachdem die Sonne bereits untergegangen war, am Thore eines Städtchens getroffen; zwei junge kräftige Handwerksgejellen: Hans Schäfer, ein Müllerknappe, und Jürgen Pfeil, seines Zeichens ein Schmied.

Sie waren von zwei verschiedenen Richtungen hergewandert und wollten nun in der Herberge des Städtchens übernachten.

Wanderburschen werden schnell miteinander bekannt, und noch ehe die beiden in die „Grüne Ceder“ eintraten, wußte jeder vom andern woher und wohin und was einen sonst im allgemeinen auf der Wanderschaft interessiert.

„Ich muß die Kundschaft noch heut' abend besuchen,“ hatte der Müller gesagt, „um Geld für Kost und Nachtlager zusammenzuholen; hab' meiner Treu' keinen roten Heller mehr!“

„Ist's nicht schon zu spät, Müller?“ meinte der Schmied darauf, „die Kundschaft könnte dir die Thür weisen als einem, der nicht zum Handwerk gehört!“

„Hab' wohl daran gedacht, Schmied; aber Not bricht Eisen. Ich will's wenigstens versuchen; es wohnen drei Müller im Orte.“

„Um so mehr entgeht dir, wenn sie dich abweisen! Nein, komm mit, ich bezahle Zeche und Nachtlager heute abend für uns beide und du erstatte mir morgen deinen Anteil zurück!“

Der Müller hatte sich's nicht zweimal sagen lassen und war, wohlgenut ein Piedchen pfeifend, mit in die „Ceder“ eingetreten.

„Grüß Gott Euch beide!“ sagte die behäbige Cedernwirtin, „nehmt Ihr eine Streu oder ein Bett für die Nacht?“

„Meine, eine Streu thut's auch, Mutter!“ erwiderte der Müller; aber der Schmied fiel ein: „Nichts für ungut, ein reines Bett ist mir lieber; machen Sie uns zwei zurecht, Frau Wirtin, und vorher ein tüchtiges Abendbrot!“

Das hört eine Wirtin gern, zumal wenn's ein anständig gekleideter Bursche verlangt, der einen gefüllten Mantel bei sich führt und eine Taschenuhr herauszieht, um nachzuschauen, ob ihre Zeitangabe mit derjenigen der Schwarzwälderuhr, die in der Gaststube hängt, übereinstimmt.

Nach dem Abendessen erhielten die Gefellen ein kleines Zimmer mit zwei schneeweißen Betten angewiesen, in welchen sie sich's bald bequem machten.

„Ist mir lange nicht widerfahren, Schmied, in einem Bette zu schlafen. Weiß der Himmel, ich komme zu

nichts; kann immer kaum eine Streu, geschweige Federn bezahlen. Dir scheint's besser zu stehen!“

„Es geht so hin, Kamerad,“ meinte der Schmied darauf; „sehe zu, daß ich beim Meister stets einen Zehrpfennig übrig behalte, und strecke mich hübsch nach der Decke. Habe auch noch ein kleines Erbeil zu erwarten und gedenke mich Ostern übers Jahr daheim anständig zu machen, wenn mein alter Lehrmeister das Geschäft aufgibt.“

„Dat gewiß auch eine schmecke Tochter, der Alte? Nicht wahr, Schmied? Merke schon, du bist ein Glückspilz, dem die gebratenen Tauben ins Maul fliegen, — unvereins kann sich zeitlebens placken und schinden und kommt zu nichts!“

„Gast's erraten mit der Tochter,“ entgegnete Jürgen gutmütig, „Albertine ist mir von Herzen zugethan und wir hoffen, dereinst ein glückliches Paar zu werden. Doch für heute gute Nacht, mir fallen die Augen zu.“

„Gute Nacht!“ brummte der Müller und legte sich auf die Seite. Aber er vermochte nicht so schnell einzuschlafen wie sein Genosse, denn allerhand Gedanken kreuzten sein Gehirn. Der Müller war ein leichtsinniger, jähzorniger Mensch. Zwar verstand er sein Handwerk aus dem Grunde und keiner konnte ihm darin etwas vormachen, allein trotzdem hielt er's nirgends lange aus; sein rechthaberisches und widerspenstiges Wesen war den Meistern bald verleidet, so daß sie froh waren, wenn sie ihn je eher, desto lieber mit guter Manier los werden konnten.

Mit seinem Lohne kam er gemeiniglich nicht weit aus. Hatte er durch die Ungunst des Wetters einen freien Tag und den Wochenverdienst in der Tasche, so ging er aus einem Wirtshaus ins andere, trank und spielte mit den Bauern und Handelsleuten, bis er nichts mehr zu verspielen hatte, und fing dann wohl Händel an, die bei seiner jähzornigen und bössartigen Natur meistens in Thätlichkeiten ausarteten und ihn schon mehrmals in Konflikt mit den Gerichten gebracht hatten.

So war der Müller beschaffen, das gerade Gegenstück seines Reisegefährten, eines friedliebenden, braven Menschen, der seine Arbeit ohne Federlesen verrichtete, mit jedem wohl umzugehen verstand und jeglichem Streit aus dem Wege ging, obwohl es ihm nicht an Mut und Entschlossenheit mangelte und er seinen Mann zu stellen vermochte. —

Tick, tack — tick, tack — tick, tack, tick, tack — tick, tack — tack, tick — tönte es in dem stillen Raum, wo die beiden Gefellen lagen; doch nur Hans, der Müller, hörte es, denn der Schmied schlief schon fest, wie seine tiefen regelmäßigen Atemzüge kund thaten.

Tick, tick — tack, tack — tick, tick, tick — tack, tack — es war die Taschenuhr Jürgens, die an einem Nagel an der Wand hing und von ihrer Thätigkeit Zeugnis gab; der Mond schien durchs Fenster gerade darauf und Hans sah die silberne Kapsel, womit das Gehäuse der Uhr umgeben war, deutlich schimmern.

Auch er hatte schon öfter eine Taschenuhr besessen, jedoch niemals lange. Wenn es ihm an Geld gebrach, hatte er die kaum erworbene versetzt oder verkauft.

Tick, tick, tick, tick — tack, tack — tick, tick, tack — tick, tack — es klang, als ob das kleine näselige Ding ihn daran erinnern und ihn verhöhnen wollte, daß ein anderer Mensch, der auch nur ein Wanderbursche und auf seinen Verdienst angewiesen war, eine Uhr sein Eigentum nannte.

Und je länger Hans zuhörte, desto lauter und deutlicher schlug das tickende Geräusch an sein Ohr und machte ihm das Einschlafen unmöglich. Auch als er

die Decke über den Kopf zog, vernahm er das lustige tick, tick, tick — tack, tack — tick, tick — tack, tick — oder er glaubte es zu vernehmen, was im Grunde dasselbe ist.

Er murrete eine Verwünschung zwischen den Zähnen, schob das Deckbett zurück und gab allerhand aufsteigenden Gedanken Raum. Die Uhr ärgerte ihn; allmählich auch derjenige, dem sie gehörte. Deshalb war der Schmied nicht ebenso liebedlich und leichtsinnig wie er; wozu gebraucht ein Wanderbursche eine Taschenuhr? Und bares blankes Geld hatte der Schmied auch in der Tasche; wenigstens zehn bis fünfzehn harte Thaler. Hans hatte sie gesehen, als der Schmied die Zeche bezahlte. Der Knauser! der hätte wohl noch einen Thaler zum besten geben können, um ihnen beiden einen vergnügten Abend zu bereiten drunten in der Wirtsstube, wo eine fahrende Komödiantenfamilie, als die beiden Gesellen sich noch beim Abendessen befanden, angekommen war, deren weibliche Mitalieder die schmucken Burschen mit verheißungsvollen Lächeln begrüßt hatten.

Tider — tider — wie Richern der vollbusigen Komödiantenmädchen tönte es von der Uhr her, so daß Hans sich im Bette aufrichtete und alle Ecken des Zimmers durchspähte. Aber es war niemand darinnen als er und der Schläfer.

Er stand behutsam auf und ging mit leisen Tritten nach dem Orte, wo die Uhr hing. Er nahm sie vorsichtig herab, sich schein nach dem Schmied umsehend; dann öffnete er den Deckel, die Zeiger wiesen genau auf zwölf und jetzt tönten auch vom gegenüberliegenden Rathhausturme die Schläge der Mitternachtsstunde herab.

Ein merkwürdiges Gefühl durchzuckte den Gesellen, als er die Uhr in der Hand hatte. Sie kam ihm so leicht und doch wieder so schwer vor, — woran mochte dies liegen?

Es war eine einfache silberne Cylinderuhr, sechs bis sieben Thaler mochte sie wert sein. Und eine Haarkette mit goldenem Schloß hing daran, — gewiß ein Geschenk seiner Braut, dachte Hans, indem er einen hämischen Blick auf den ruhig schlafenden Schmied warf.

Was hinderte ihn jetzt, mit der Uhr das Weite zu suchen? Im Hause lag gewiß alles schon im tiefen Schlaf, und wenn er vorsichtig die Treppe hinunterstiege und erst draußen auf dem Hofe mit der niedrigen Mauer wäre, so dürfte das fernere Fortkommen keinen Schwierigkeiten unterliegen.

Der Müller überlegte, ob er den Spitzbubenstreich ausführen solle oder nicht; er kam zu dem letztern Entschlusse. Nein, solcher Esel wollte er nicht sein; das wäre ein zu dummes Unternehmen, wenn er mit der Uhr ausreisen würde, denn bei so klarer Sachlage könne es keinen Tag dauern, ehe die Polizei ihm auf dem Nacken säße. Nein, da gab es wohl eine andere Gelegenheit . . .

Er hing die Uhr wieder an den Nagel und legte sich ins Bett, — und was er nun grübelte und sann, mußte alle Sinne gefangen halten, denn er hörte nicht mehr das Ticken des kleinen Uhrwerks, das sich so deutlich in dem engen Gemach bemerkbar machte und wie eine Stimme des mahnenden Gewissens ohne Unterlaß pochte und hämmerte.

Am andern Morgen trafen die beiden Gesellen verabredetermaßen sich wieder am Thore der Stadt, nachdem sie die „Rundtschaft“, d. h. die Meister ihrer Gewerke, besucht und die üblichen Geschenke empfangen hatten.

Fürgen, der Schmied, war eine halbe Stunde früher zur Stelle als Hans, und er hegte über dessen längeres Ausbleiben schon die Vermutung, derselbe habe Arbeit

im Städtchen genommen. Er wollte eben allein seinen Weg antreten, als der Müller ihn anrief und sich zu ihm gesellte.

„Hab' mich etwas verzögert,“ hob er an, „aber es verlohnte sich auch der Mühe. Ich kann einmal auf der Wanderschaft nicht die Straßen entlang gehen, ohne an die Thüren zu klopfen.“

„So hast du gefochten?“ fragte der Schmied erstaunt.

„Freilich hab' ich's! Wie soll ein ehrlicher Wanderbursch anders durch die Welt kommen? Von den paar geschenkten Meistergrofchen kann man nicht leben, — du natürlich zehrst von dem eigenen Fett.“

Dabei kimperte der Müller übermüthig mit den erbettelten Grofchen und Dreiern in der Tasche; aber wenn der Genosse erwartete, er würde ihm davon den für Nachtlager und Zeche verauslagten Betrag erstatten, so irrte er sich; der Müller dachte gar nicht einmal daran, sondern stopfte seine kurze Pfeife, brannte sie an und blies in kräftigen Zügen den Rauch in die frische Morgenluft.

Auch der Schmied setzte seine Pfeife in Brand, und so wanderten die beiden die Chaussee fürbaß, die sich schier endlos vor ihnen ausdehnte.

Es marschirt sich gut an einem prächtigen Herbsttage, zumal wenn man jung ist und die Brust voll fröhlicher Hoffnungen trägt wie der Schmied, der lustige Jodler ausstieß und dann mit kräftiger Baritonstimme ein Wanderlied sang, dessen Text der Müller zwar kannte, aber in dessen Melodie er nicht einzustimmen vermochte, da seiner Kehle der Wohlklang der Töne mangelte.

Dafür verstand er es aber um so besser, die Leute, die ihnen begegneten, zu nicken, und wenn es ein Frauenzimmer war, sie durch Scherze roher und gemeiner Natur erröthen zu machen und sie zu veranlassen, in weitem Bogen den beiden Handwerksgefelln aus dem Wege zu gehen.

Solches Benehmen seines Genossen gefiel freilich dem Schmied gar nicht, und als es sich wiederholte, unter sagte er es ihm mit derben Worten. Das war wiederum dem Müller nicht recht; doch da er das Einvernehmen mit dem Schmied nicht stören wollte, so machte er gute Miene zum Spiel und sagte bloß, „er sei kein Weiberknecht und behandle die Mädchen, wie es ihnen zukomme; sie thäten freilich alle schamierlich, wenn man sich mit ihnen einen Wit mache, aber unter vier Augen seien sie ganz anders, das wisse er aus der Erfahrung genugsam.“

Er ließ die Frauen und Mädchen von nun ab auf dem Wege ungeschoren und pfiß gleichgültig vor sich hin, wenn eine vorbeiging, obgleich es ihm schwer genug ankommen mochte, eine Zote oder ungebührliche Begrüßung, die ihm auf der Zunge saß, hinabzuschlucken.

Der Schmied freute sich im stillen, daß der Müller seiner Verwung so gutwillig Folge leistete, und dachte: er hat gewiß keinen schlechten Charakter, sondern ist bloß durch schlechte Reisegefelln etwas verwahrlost; vielleicht, wenn wir etliche Tage zusammen wandern, gelingt mir's, ihm bessere Manieren und eine vernünftiger Ansicht von den Frauen beizubringen.

Edele Naturen, wie der Schmied eine ist, glauben immer, das Beste von ihren Mitmenschen hoffen zu dürfen.

Gegen Mittag machten die Reisegefelln in einem „Krüge“ an der Landstraße Halt, um einen Trunk und Imbiß zu sich zu nehmen.

In dem „Krüge“ ging es lebhaft her. Eine Anzahl Handelsleute, die mit jungen Schweinen, welche draußen

auf Wagen verladen waren, zum Jahrmarkt nach der Stadt ziehen wollten, hatte, von der entgegengesetzten Seite kommend, ebenfalls Rast gemacht und sah rauchend, gestikulierend und erzählend an den Tischen; einige spielten Karten, denn es waren ganze zwölf Stunden — nämlich seit gestern abend — vergangen, seitdem sie dieser Lust nicht gekrönt hatten.

Nachdem die beiden Gesellen sich an einem einfachen Mahl gesättigt und sich bei dem Wirt über ihr ferneres Reiseziel orientiert hatten, meinte der Schmied: „Wir haben also noch knappe vier Stunden zu marschieren und können noch eine Weile verziehen, bevor wir aufbrechen. Ich weiß nicht, mir ward über dem Essen auf einmal so bekümmert zu Mute, als passiere mir etwas, oder als sei daheim ein Unglück geschehen. Ich möchte daher gleich einen Brief schreiben, den ich, wenn wir an einer Posthalterei vorüberkommen, in den Kasten stecke, damit ich etwas von Hause erfahre.“

Der Müller war bei dieser Rede abwechselnd blaß und rot geworden; doch erwiderte er gleichgültig: „Unsin! Du glaubst wohl an Ahnungen? Aber meinetwegen schreibe, ich habe es nicht eiliger wie du.“

Er rief selber die Wirtin herbei, und als sie hörte, daß Jürgen, der Schmied, Feder und Tinte zu haben wünsche, um einen Brief zu schreiben, so nötigte ihn die Frau, der sein bescheidenes Wesen gefiel, in ihr nebenan belegenes Wohnzimmer; da, wie sie sagte, hier in dem Trubel, wo man sein eigenes Wort kaum verstehe, sich nichts Vernünftiges zu Papier bringen lasse.

Gans, der Müller, schaute dem sich mit der Wirtin entfernenden Jürgen mit merkwürdigem Blicke nach. „Der Bursche ahnt etwas,“ dachte er für sich, „da gilt es, vorsichtig mit ihm zu Werke zu gehen, obgleich er nicht mißtrauisch erscheint.“

Er stand auf und ging auf den Hof hinaus. Dort schäuferte er mit einer drallen Magd, die aus dem Kuhstalle kam, ihm jedoch, als er die Hand um ihren Nacken legen wollte, einen kräftigen Stoß mit dem leeren Eimer vor die Schenkel versetzte, daß er eilig und ihr ein paar garstige Schimpfworte ins Gesicht schleudernd, zurücktrat. Das Mädchen entfernte sich lachend, sie war an solche Auftritte gewöhnt.

Der Müller spähte nun überall umher, — er suchte etwas und — richtig! da steckte es in einer Vorrichtung an der Wand eines Schuppens, wo die Sensen hingen: ein Wegstein, womit die Sensen geschärft werden. Er nahm ihn herab, drückte sich in eine Ecke des Schuppens, wo ihn niemand gewahrte, langte ein Messer aus der Tasche und schloß es an dem Steine unheimlich scharf.

Die Magd, die, durch Erfahrung gewarnt, den festen Aufdringling wohl im Auge behalten hatte, überraschte ihn doch bei seiner Arbeit und sagte: „Nun, willst mir wohl mit dem Messer eins auswischen, weil ich dich so unsanft begrüßt habe? Ich glaube, man darf dir's zutrauen!“

Der Müller war anfangs erschrocken; aber er faßte sich gleich wieder und steckte das schnell zusammengeklappte Messer ein: „Dumme Gans, was redest du? Wegen so einer, wie du bist — bahaha!“

Und er schlenderte mit gemächlichen Schritten nach der Gaststube. Den Schmied traf er noch nicht darinnen; er schrieb also wohl noch im Nebenzimmer.

Um sich die Zeit zu vertreiben, sah der Müller den Kartenspielern zu, und als einer derselben unmutig und fluchend aufstand und nicht mehr spielen zu wollen erklärte, setzte sich der Geselle auf den frei gewordenen Stuhl. Allein das Glück war ihm, gleich seinem Vorgänger, nicht hold; ehe eine Viertelstunde vergangen war, hatte er seine geringe Barschaft verspielt.

Ärgerlich darüber geworden, machte er seinem Zorn durch Schimpfen Luft, nannte die Mitspieler Betrüger und — schwaps! hatte er von einem vierschrötigen Schweinetreiber eine Maulschelle weg, daß ihm Hören und Sehen verging.

Außer sich vor Wut, ergriff der Müller ein Bierglas und schleuderte es nach dem Händler; obgleich es nicht traf, verstand der letztere doch keinen Spaß, sondern erfaßte seinerseits den ersten besten Stuhl und würde damit dem Müller zweifelsohne den Schädel eingeschlagen haben, wenn nicht zur rechten Zeit Jürgen, der Schmied, durch den Lärm aufmerksam gemacht, herzugespungen wäre und den zum HERNIEDERFAHREN bereiten Stuhl so fest angepackt hätte, daß der Schweinetreiber ihn nicht vor- noch rückwärts zu bewegen vermochte.

Jetzt trat auch der Wirt herein, befohl mit mächtiger Bassstimme Ruhe und drohte jedem, der hier Stänkreien anzettelte, die Knochen kurz und klein zu schlagen. Und da er, gleichsam zur Befräftigung seiner Stärke und des guten Willens, davon Gebrauch zu machen, einen schweren eichenen Tisch mit der rechten Hand hoch emporhob und wuchtig niederstampfte, so zogen die beiden Gegner vor, den Streit auf sich beruhen zu lassen. Sie maßten sich mit giftigen Blicken und drehten dann einander den Rücken; der Schweinetreiber bezahlte gleich den übrigen Genossen seine Zeche und ging schimpfend hinaus.

Auch die beiden Wandergesellen rüsteten sich zur Weiterreise. Da sich herausstellte, daß der Müller keinen Pfennig mehr in seinem Besitz hatte, so blieb dem Schmied nichts anderes übrig, als die Zeche wieder für ihn mit zu bezahlen. Er that es freilich nicht gern, obgleich ihm der Müller hoch und teuer versicherte, ihm alles bei Heller und Pfennig zurückzugeben, was er bisher für ihn verauslagt hätte.

Der Schmied lachte zu dieser Versicherung und sagte, indem er sein Felleisen auf den Rücken nahm, es wäre gut. In'sgeheim aber nahm er sich vor, sich so bald als möglich von dem Gefährten zu trennen und, wenn es nicht anders geschehen könne, in der nächsten Stadt Arbeit zu nehmen.

Der Charakter der Landschaft änderte sich, je weiter die Burschen rüstig vorwärts schritten. Die Ebene verlor sich mehr und mehr und stieg allmählich in sanften Windungen zum Gebirge empor, dessen Rücken mit Laub- und Nadelwaldung bedeckt war.

Ein Fluß, zwischen Felsen entspringend und seinen Lauf über Blöcke und Kiesel und Geröll aller Art lustig fortsetzend, gab den Wandern die Richtung an, welche sie fürder zu nehmen hatten, um das heutige Ziel, ein Städtchen am jenseitigen Abhange des Gebirges, zu erreichen.

Mitunter wurde der Weg so schmal, daß er nicht Raum genug für beide Fußgänger bot und einer hinter dem andern schreiten mußte. Und acht geben mußte man, keinen Fehltritt zu thun, denn die Uferseite fiel an die hundert Fuß tief jäb ab, und wer ausglitt, mußte im Fall an den Felszacken zweifellos zerbrechen.

Der Schmied schritt wohlgenut voran. Wohl gab er auf seine Füße acht, aber zugleich war er darauf bedacht, die prächtige, wildromantische Scenerie rings umher zu überblicken, denn wie alle kindlichen Gemüther war er ein Freund der Natur und drückte seine Freude an der Schönheit derselben unverhohlen durch laute Bewunderung aus.

„O Bruderherz!“ ruft er bewegt aus, „wie wunderbar schön! Wenn meine Albert —“

Aber was ist das? Warum vollendet er das Wort nicht? Er hat nicht mehr die Kraft dazu; denn es sauft und braust in seinem Gehirn, er fühlt warmes Blut über sein Gesicht stürzen — die Sinne vergehen ihm —

Spät abends trifft der Müller allein im Städtchen ein. Trotzig verlangt er im Gasthose etwas zu essen und zu trinken und ein Bett für die Nacht, und als der Wirt, der seinem schätzbigen Anzuge nicht sonderlich traut, verlangt, daß er vorher bezahlen soll, wirft er einen Thaler auf den Tisch . . . Der Wirt ist befriedigt; wenn der Gast nur Geld hat, das übrige kümmert ihn nicht.

Neben dem Gastzimmer befindet sich ein Tanzsaal. Drinnen geht es heute zum Samstag lustig zu, und wer Geld hat, kann mitthun. Derbe, rotbäckige Dirnen warten auf Tänzer, und der Müller ist bald der lustigsten einer, der für seine Mädels auch was draufgehen läßt.

Es ist spät, als er halb berauscht das Bett aufsucht.

Tid, tid, tid, tid — tack, tack — tid, tack — tack, tack, tid — geht es im Zimmer, und der Müller, der schon am Einschlafen ist, hört es und richtet sich auf. Sein Blick fällt auf die Uhr, die drüben auf dem Tische liegt und hell vom Monde beschienen wird. Hat er sie dort hingelegt? Ja, richtig; sie gehört ihm ja, —

aber blickt nicht durchs Fenster ein bekanntes Gesicht, blutüberströmt und mit starren entsetzlichen Totenaugen? Und greift nicht durchs Fenster herein eine Hand nach der Uhr? Und tickert diese jetzt nicht deutlich die Worte: „Ich räche dich, armer Toter, an deinem Mörder?“ Angstschweiß rinnt dem Müller über die Stirn und über den ganzen Körper; die Zähne klappern ihm und sein Herz klopft fast hörbar durch das stille Gemach. Aber sein Rausch bewirkt, daß er bald einschläft.

Am andern Morgen hört man das Ticken der Uhr nicht, — sie ist stehen geblieben, denn er hat sie nicht aufgezogen. Er hat ohnehin keinen Schlüssel dazu und so mag sie stehen bleiben, damit sie ihn abends nicht wieder am Einschlafen hindert.

Er wandert weiter, obwohl ihn der Wirt ermuntert, heute zum Sonntag da zu bleiben.

Wohin er will? er weiß es selber nicht — nur fort, fort ist sein einziger Gedanke. „Unstätt und flüchtig sollst du sein auf Erden,“ tönt es in seinem Innern, und ruhelos marschiert er von dannen.

In einem Dorfe übernachtet er; er muß mit einem Strohlager in der Gaststube vorlieb nehmen, da die beiden einzigen Zimmer im „Kruge“ schon durch andere Reisende besetzt sind. Ermüdet streckt er sich aus und schließt die Augen, — da: tid, tack — tid, tid, tack — tid, tid, tid — tack, tack — tid, tid — er hört es mit erschreckender Deutlichkeit, als sei jedes einzelne Getieder ein dröhnender Kanonenschlag, der sein Blut in ungestüme Wallung bringt.

Wie ist's nur möglich, daß die Uhr geht? Nein, es muß Täuschung sein; er zieht die Uhr aus der Tasche und hält sie dicht ans Ohr: sie ist still. Aber kaum hat er sie wieder eingesteckt, so ertönt das entsetzliche Ticken aufs neue und er vermeint wieder zwischen durch zu hören: „Ich räche dich an deinem Mörder!“

Es ist stockfinster im Zimmer und seine weit geöffneten Augen vermögen nichts in der Dunkelheit zu unterscheiden. Doch was beginnt dicht vor ihm bestimmte Umrisse anzunehmen? Heller und heller tritt es aus der Finsternis hervor: das Gesicht des Toten . . .

Der Mörder will einen Schrei ausstoßen; aber der Schrei erstickt in der Kehle und giebt sich nur durch leises Röcheln kund. Der Tag beginnt schon zu grauen,

als der ermattete Körper den Sieg über den Geist davonträgt und in bleischweren Schlummer versinkt . . .

Grauenvolle Nächte sind dem Müller nun beschieden und Angstschweiß überläuft ihn auch am Tage, wenn er der bevorstehenden Nachtruhe gedenkt. Die entsetzliche Uhr! Wie ist es nur möglich, daß sie, die sonst keinen Laut von sich giebt, zu gehen anfängt, wenn er sich zum Schlafen niedergelegt hat?

Halt! daß er daran noch nicht gedacht hat: er muß sich ihrer entäußern, dann hat er gewiß vor ihrem unheimlichen Getieder Ruhe. — Und da auch das geraubte Geld auf die Reize geht, so verkauft er die Uhr in der nächsten Stadt an einen Tröddler und erhält zwei blanke Thaler dafür.

Aber er hat mit der Veräußerung des beredten Anküglers nichts gebessert, denn in derselben Nacht hört er mit zentnerschwerem Schläge das Ticken in sein Ohr dringen. Er weiß nicht, daß es das eigene unruhige Gewissen ist, welches ihn anlagt und keine Ruhe findet, bevor nicht die todeswürdige That, die es bedrückt, gesühnt ist.

Er erträgt es nicht, das furchtbare Ticken, und springt mitten in der Nacht vom Lager auf, eilt fort über Stad und Stein durch die Finsternis, bis er erschöpft auf freiem Felde niedersinkt — — —

Hestiges Mütteln am Arme erweckt ihn am Morgen, als die Strahlen der aufgehenden Sonne schräg über sein Gesicht fallen.

Ein Mensch steht vor ihm, dessen Äußeres einen recht unheimlichen Eindruck verursacht, denn vom Rocke hängen unterschiedliche Fetzen herab, die Füße stecken in zer-rissenen abgetretenen Schuhen, und rotes Haupt- und Barthaar, das struppig und verwildert herabhängt, geben dem Träger ein häßliches Aussehen.

„Hast dir ein unbequemes Nachtlager ausgesucht, Bruder,“ spricht er mit heiserer Stimme, „hättest bei mir logieren können, im Schober da drüben war noch Platz genug!“

Der Müller hat sich langsam aufgerichtet und mißt den Strolch mit verächtlichem Blicke: „Was geh't dich an, wo ich übernachtet, mag mit Leuten deines Gelichters nichts zu schaffen haben!“

„Wirklich? Ich meine, bist nichts Besseres als ich; man kampiert nicht zum Vergnügen auf freiem Felde. Hast sicher auch bei der Polizei was auf dem Kerbholz!“

Der Müller entfärbte sich bei den letzten Worten und blickte scheu zur Seite; er wollte gereizten Tones etwas erwidern, doch er besann sich, zuckte bloß mit den Achseln und schickte sich an, zu gehen.

„Hahaha!“ lachte der Rote, „hab' ich's getroffen? Laß dich's nicht kümmern und sei kein Thor! Wir passen zusammen; komm her und thu mir Bescheid aus der Flasche, — das erwärmt nach dem kühlen Lager!“

Er hatte bei diesen Worten eine ansehnliche, noch zur Hälfte gefüllte Schnapsflasche aus seiner Rocktasche hervorgezogen und hielt sie dem Müller hin.

Dieser, den es wirklich fröstelte und dem es einfiel, daß er ja völlig mittellos sei, nahm zögernd die Flasche und that, indem er seinen Abscheu vor dem Geber überwand, einen kräftigen Zug daraus.

„Siehst du, das giebt neuen Mut!“ sagte der Rothhaarige, ebenfalls einen herzhaften Schluck nehmend; „ich weiß, wie es thut, mit nichternem Magen umherlaufen, und teile drum gern mein bißchen Armut mit einem braven Kerl. Denke, wir tippeln nun eine Strecke miteinander.“

Sie machten sich zusammen auf den Weg, und der Rote fuhr fort: „Bin hier in der Gegend zu Hause

und kenne jeden Steg. Wollte sehen, ob ich in der letzten Nacht nichts ergattern könne, — 's war aber nichts. 's wird bald Winter und da muß unsereins zusehen, wie er sich verproviantiert; wird man erwischt, so giebt's im Rittchen*) Winterquartier und man braucht sich um nichts zu kümmern. Haben mich erst vor zwei Monaten laufen lassen, denn fünf Jahre waren um und sie behalten einen nicht eine Stunde länger, — warst auch schon drinnen?"

Der Müller nickte: „Ja, wegen einer Schlägerei, sechs Wochen!"

„Will nichts heißen; ich habe gleich groß angefangen. Magst's hören, so erzähle ich's dir: Traf dazumal auf der Wanderschaft — bin nämlich Schlosser — ein Mutterjöhnchen, glaube, er war Steinhauer, der seinen ersten Ausflug machte. War so dumm, mich im Gasthose sein Geld sehen zu lassen, trug auch eine Uhr bei sich. Ich wußte es so einzurichten, daß wir nächsten Tages allein eine einsame Gegend passierten, — na, das übrige kannst dir denken: ein Stein zerquetschte dem sorglos vor mir gehenden Jöhnchen den Schädel, — aber was hast du? zitterst ja am ganzen Leibe und bist blaß wie Kalk . . . hier nimm schnell einen derben Schluck, der hilft."

Der Müller griff krampfhaft nach der Flasche, trant daraus und sagte: „Mir ward plötzlich so — ich weiß nicht — aber es ist jetzt besser!"

„Na ja," fuhr der Rote fort, „das kommt von dem kalten Lager! Also ich nahm meinem Musj, der sich nicht rümpelte, noch rührte, Uhr und Geld ab und wollte ihn dann in den vorbeischießenden Strom werfen; aber ich hörte Menschen in der Nähe und machte mich schleunigst davon. Und was meinst du wohl, — Donnerwetter, ich glaube, du bist wirklich krank? — der Bursche war nicht tot, sondern kam mit dem Leben davon und ich — na, ich wurde steckbrieflich verfolgt und dann eingekapfelt!"

Der Müller ward käseblaß und zitterte am ganzen Leibe. Tonlos fragte er: „War nicht tot? Hastest ihn nicht ordentlich getroffen?"

„Hörst doch, ich wurde gestört. Hätt' ich aber geahnt, daß der Tropf noch nicht verendet war, so hätt' ich sicher dafür gesorgt, daß er das Aufstehen für immer ver-gessen sollte."

Der Müller schaute dem Menschen entsetzt ins Gesicht, der so kaltblütig von einem Morde sprach, als handle es sich um einen Pappenspiel. Er schauderte und presste mühsam die Worte hervor: „D danke Gott, daß du keinen Mord auf dem Gewissen hast!"

Der Stromer betrachtete ihn mit komischem Ausdruck von oben nach unten, lachte ihm beleidigend ins Gesicht und sagte spöttisch: „Bist wohl einem Pfaffen durchs Haus gelaufen?" Dann aber trat er zutraulich näher an den Müller heran, klopfte ihm auf die Schulter und sprach leise, aber jedes Wort scharf betonend: „Brüderchen, du hast einen Mord auf dem Gewissen!"

Wie von einer Schlange gebissen, sprang der Müller zur Seite, blickte scheu um sich und schrie, indem er eine drohende Haltung gegen seinen Partner annahm: „Wer will dies behaupten? Es ist nicht wahr, ist eine Lüge, und ich schlage jeden nieder, der mir's ins Gesicht sagt!"

„Ereifere dich nicht so, Brüderchen," erwiderte der Rote mit häßlichem Lachen, „was geht's mich an, wenn du kalt gemacht hast, — nein doch, wenn du nicht kalt gemacht hast, wenn du es lieber so hören willst."

*) Gefängnis.

„Sieh da," fuhr er nach einer Weile fort, während der Müller unerschrocken seinen Platz behauptete und mit zusammengekniffenen Lippen zu Boden starrte, „sieh da, Gesellschaft, wir bekommen Besuch. Zere ich mich nicht, so patrouilliert ein Gendarm des Weges daher!"

Erschrocken blickte der Müller nach der angedeuteten Richtung, wo in einer Thalsenkung eine Helmspitze im Sonnenschein aufblitzte.

„Ein Gendarm?" stotterte er ängstlich und begann mit starken Schritten die entgegengesetzte Richtung einzuschlagen. Doch schnell war sein Komplize an seiner Seite und raunte ihm zu: „Topp, Bruder, wir passen zueinander. Komm mit mir, drüben im Walde weiß ich ein Versteck, wo wir so sicher geborgen sind wie in Abrahams Schoß. Für den Schnabel wirst du dort auch etwas finden. Und heute nacht nehmen wir zusammen ein Nest aus und sind morgen mit den Tausenden, die wir erbeuten, auf dem Wege nach Amerika oder sonst wohin, wo wir den Polizeispürhunden eine Nase andrehen!" — — —

Die Nacht war düster und rauh, und schweres Regengewölk jagte am Himmel dahin. In kurzen Stößen pfliff und heulte der Wind über die kahlen Felsen und zersauste die Bäume, deren welkende Blätter er wirbelnd in die Lüfte entführte.

Der Wächter der kleinen Stadt, in weiten Mantel und Kapuze gehüllt, schritt eilig durch die Straßen; münter stand er an einer windgeschützten Ecke still, murmelte unverständlich sein: „Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen" und tutete dann auf seinem langen Horn das Signal des Anbruchs der ersten Morgenstunde, — dann ging er weiter.

Er begegnete niemandem auf den Gassen, — wer sollte um diese Zeit und bei solchem Wetter auch wohl draußen weilen, außer ihm? Die Einwohner schliefen längst den Schlaf des Gerechten; selbst die Wirtshausbesucher hatten sich heute frühzeitiger wie gewöhnlich auf den Heimweg begeben und Todesstille herrschte überall, welche durch die Finsternis und das in unregelmäßigen Pausen auftretende Geheul des Windes noch unheimlicher gemacht wurde.

Der Wächter hatte seinen nächtlichen Gang bis ans Stadthor ausgedehnt und schickte sich an, umzukehren; zuvor verschmauste er jedoch einige Minuten in einer Nische des zur Hälfte niedergerissenen Thores, an dessen Quadern sich die Wut des Sturmes ohnmächtig brach.

Gegenüber dem Standpunkte des Wächters, unmittelbar neben der Stadtmauer, erhob sich ein zweistöckiges, altertümlich gebautes Haus; ein Gärtchen mit einem halben Duzend Kirsch- und Pflaumenbäumen lag davor und an den Fenstern rauten Weinreben empor, die jetzt ein Spiel des Windes waren und mit monotonem Geräusch an die geschlossenen Läden schlugen.

Den Wächter deutete es, als dränge durch die klaffenden Spalten der obern Läden sanfter Lichtschimmer; aber als er genauer darauf achten wollte, war derselbe verschwunden, — es war wohl Täuschung gewesen. „Aber möglich wäre es immer," dachte er, indem er seine Laterne vom Boden aufhob und sich zum Weitergehen rüstete, „möglich wäre es immer, daß der alte Geizhals noch wach ist und sein Geld nachzählt; er soll schrecklich reich sein, was ihm freilich nichts nützt, denn er lebt ja erbärmlicher als unsereiner."

Unter solchen Gedanken ging der Wächter zurück in die Stadt; nach wenigen Sekunden waren seine Schritte in der Dunkelheit verhallt und nur der gelbrote Schein seiner Laterne zeigte den Weg, welchen er eingeschlagen hatte.

Mit dem Lichtschimmer drüben im Hause hatte der Wächter sich allerdings nicht getäuscht; nur in der Person dessen, dem er vielleicht zu nächtlichem Thun dienen mochte. Denn diese Person war nicht der im Städtchen als ebenso reich wie geizig verschrieene ehemalige Bäckermeister Traut, sondern es waren zwei verwildert und struppig ausschauende Burschen, die der Geizhals, als er infolge eines Geräusches neben dem Bette erwachte, in dem Zimmer erblickte.

Er wollte einen Angst- und Hilfeschrei ausstoßen; doch bevor er dazu kam, fühlte er seine Kehle von einer schwieligen Faust zusammengedrückt, daß ihm der Atem auszugehen drohte, und der rothaarige Bursche, dem die Faust gehörte, schwur mit leiser, heiserer Stimme, er würde dem alten Sündler sofort den Schädel einschlagen, wenn er sich nicht muckstill verhielte und er den geringsten Laut von sich gäbe.

Der Geizhals, dem in diesem Augenblicke das Leben doch noch lieber als sein Reichthum war, lag, als er des umklammernden Griffes ledig geworden, wie ein Toter und rührte sich nicht; nur seine Augen, die fast aus den Höhlen traten und jeder Bewegung der beiden Unholde im Zimmer folgten, gaben Zeugnis von seinem Leben und den Qualen, die er schweigend erdulden mußte.

„Sieh acht auf den Hund!“ hatte der Rote seinem Genossen zugerufen, „und wenn er eine Miene verzieht und das Maul aufsperrt will, so schlag ihn nieder!“

Und während der finster dreinblickende jüngere Räuber neben dem Bette stehen blieb und den Alten nicht aus den Augen ließ, machte sich der Rothhaarige flugs an die Arbeit, öffnete mit wunderbarer Geschicklichkeit Kisten und Kästen im Zimmer und legte, was ihm des Mitnehmens für gut dünkte, auf einen Haufen, während er den unnützen Kram rings im Zimmer umher zerstreute.

„Aber nun die Hauptsache, Alter!“ wandte er sich plötzlich an den in Angstschweiß gebadeten Geizhals, „wo ist dein Geld und wo die Schlüssel dazu?“

Der Alte wollte sprechen, aber die Zunge versagte ihm den Dienst, und kaum vermochte er eine Handbewegung nach einem Stuhle zu machen, auf welchem seine Kleidungsstücke lagen.

„Aha!“ lachte der Rote, „er hat die Schlüssel in seiner Hofe stecken; und wo steht der Schrank?“

Der Bäder wies nach der Thür.

„Also im Zimmer nebenan?“ fragte der Schreckliche weiter und begab sich, nachdem der Alte es durch Nicken bestätigt, mit den aufgefundenen Schlüsseln und der Lampe dorthin.

Der Müller befand sich nun mit dem Opfer des Raubes allein in der Kammer, in welche nur spärlicher Lichtschein durch die angelehnte Thür aus dem Nebengemache hereinfließ. Seine Augen waren krampfhaft auf

den vor ihm liegenden Mann gerichtet und seine Fäuste geballt, bereit, bei dem geringsten Geräusch, das der Alte verursachte, diesen unschädlich zu machen. Er wünschte es nicht, daß dieser Fall eintrete, wie es überhaupt seinem Willen zuzuschreiben war, daß der Alte, den man beraubte, so schonungsvoll behandelt wurde. Denn der Raubgenosse hatte vorgeschlagen, den reichen Geizhals sofort, wenn er erwache, „talt zu machen“. Allein unter dieser Bedingung hatte sich der Müller entschieden geweigert, an dem Einbruch teilzunehmen.

Der Geizhals, ganz Ohr und Auge, hörte im Zimmer nebenan die Schlüssel klirren und im Schlosse knacken, unterschied deutlich den Klang der Gold- und Silberstücke, wenn sie aus den Schubfächern und Kästen herausgenommen und auf die Tischplatte geworfen wurden, vernahm auch mit geschärftem Ohr, oder vermeinte zu vernehmen, das Knittern und Knaden von Banknoten und Aktien, die ihrer Haft entledigt und zusammengegrast wurden, — jeder Ton traf ihn ins innerste Mark und zerschnitt ihm eine Lebensfaser nach der andern...

Tid, tid, tid, tid — tad, tad — tid, tad — tad, tid, tid, tad — tid, tid, tad — tad, tid — tid, tid —

Diese Schweißtropfen traten dem Müller auf die Stirn und er wischte mit der verkehrten Hand darüber hin, aber es half nichts; das unheimliche Tichern und Tackern dauerte fort, lauter und immer lauter... Er schüttelte sich und hielt krampfhaft mit den Fingern das Fußende des Bettgestells fest, vor dem er stand; er schloß die Augen, — aber welches Entsetzen! Durch die geschlossenen Lider sah er eine Gestalt vor sich auftauchen mit todbleichem Gesicht, daran geronnenes Blut klebte, das eine bläuliche Hand vergeblich wegzuschieben suchte... und die Augen, die entsetzlichen Toten-

Ein furchtbarer Aufschrei tönte durch das Zimmer, und der Müller, seiner Sinne nicht mächtig, stürzte mit geringen Händen und verzerrten Gesicht in das Gemach, seinem unheimlichen Handwerk oblag.

Im nächsten Augenblicke war der Geizhals — von Schrecken und Hoffnung übermannt — aus dem Bette gesprungen, hatte ein Fenster aufgerissen und rief laut in die Nacht hinaus: „Zu Hilfe — Diebe — Räuber!“

Weiter war er nicht gekommen, denn der Rothhaarige, vermeinend, sein Genosse sei plötzlich verrückt geworden, war mitten aus seiner Arbeit in die Kammer gestürzt, hatte den Alten mit mächtigem Ruck aufs Bett geschleudert, ein Kissen auf sein Gesicht gepreßt und war nun zweifelsohne von der Absicht erfüllt, den Geizhals, der mit Armen und Beinen um sich schlug, den jämmerlichen Erstickungstod erleiden zu lassen.

Schon wurden die Bewegungen des mit dem Tode Ringenden matter und matter, und nur seine keuchende



Den Wächter leuchtete es, als bränge durch die klaffenden Spalten der oberen Läden sanfter Lichtschimmer.

Brust hob sich in wilden Zudungen, -- da fühlte sich der Mote selber fest umklammert, und ehe er sich umzuwenden vermochte, flog er, von seinem Opfer fortgeschleudert, zu Boden, daß ihm alle Rippen trachten. Und als er mit blutunterlaufenen Augen aufsprang und sich auf seinen Angreifer stürzen wollte, hielt dieser einen Stuhl, zum Schlage erhoben, hoch empor und rief: „Wage es und ich zerschmettere dir das Hirn! Verlaß dies Haus, wie ich es thue, sonst rufe ich die ganze Stadt gegen uns auf!“

Und da der Rothhaarige unschlüssig stehen blieb und keine Miene machte, zu gehen, so riß der Müller ein Fenster auf und schrie mit gellender Stimme hinaus: „Zu Hilfe, Diebe und Mörder sind in der Stadt eingeehrt! Ergreift sie und führt sie fort!“

Der Mote, tödliche Blide auf den Müller gerichtet, stürzte aus dem Zimmer, die Treppe hinunter, über den Hof und die niedrige Mauer hinweg und war bald in der Finsternis verschwunden. Der Müller folgte ihm; doch lief er nicht wie jener in das Feld, sondern mitten durch die Stadt, jedoch ohne einer Menschenseele zu begegnen.

Er war wie von Sinnen. Der Wind drang tobend und heulend auf ihn ein und zerzauste seine dünne Kleidung; er wurde es nicht gewahr oder achtete es nicht. Allgemach auf seinem nächtlichen Wege, den er ohne Unterlaß fortsetzte, nahmen seine wirren Gedanken eine bestimmte Richtung an und kamen immer mehr auf dem einen Punkte zusammen: er hatte einem Menschen das Leben gerettet.

Freudiger Schrecken durchzuckte ihn und zugleich erwärmte ein Gefühl, das er bisher nicht gekannt hatte, sein Inneres. Thränen drängten sich in seine Augen und rannen in großen Tropfen von seinen Backen herab; er schluchzte laut auf und weinte und weinte unaufhörlich, -- das Gute, welches in jedem Menschen, wenn auch oft tief verborgen, schlummert, war erwacht und hatte den Sieg über die böse Macht in ihm davongetragen.

Die Rettung des Alten aus den Händen des Mordgesellen war aus diesem Triebe zum Guten hervorgegangen, wenn auch mehr instinktiv, als daß er dabei sich edler Motive bewußt gewesen wäre. Sein ganzes Leben lag auf einmal ausgebreitet vor ihm. Ach, er sah jetzt so deutlich die Steinchen und Steine liegen, worüber er gestrauchelt und gestolpert war, -- er hätte sie so leicht vermeiden und zur Seite gehen können, warum hatte er es nicht gethan? Und die That, die ungeheure That, die hoch auf zum Himmel schrie, türmte sich wie ein massiger Felsen vor ihm auf, und schon verneinte er, den heimlichen Ankläger, das entsetzliche Tückern, wieder vernehmen zu müssen, -- doch nein, er blieb davon verschont und statt dessen füllten sich seine Augen wieder mit Thränen, und das Gelübde, ein anderer, ein besserer Mensch zu werden, quoll aus seiner Seele hervor und erfüllte ihn mit einem Frieden, den er seit langer Zeit entbehrt hatte.

Er wanderte fort, bis ein fahler Schein im Osten

den kommenden Morgen verkündete und die Füße ihm den Dienst versagten. Er unterschied vor sich die Umrisse einer kleinen Hütte, die, aus Brettern zusammengefügt, einsam zwischen einigen Bäumen im Felde stand. Er zwangte sich durch die schmale, offenstehende Thür und sank erschöpft auf den mit einer starken Strofschicht bedeckten Boden.

Wie lange er so in todesähnlichem Schlafe gelegen hatte, er vermochte es nicht anzugeben, als er erwacht und ihm das klare Bewußtsein seiner Lage und der letzten Begebenheit zurückgekehrt war.

War eine Stunde, ein Tag oder ein noch längerer Zeitraum über seinem Schlafe dahingegangen? Er wußte es nicht, und als er aus der Hütte ins Freie trat, konnte er nicht unterscheiden, ob es Morgen oder Abend werden wollte, denn es herrschte die Dämmerung, welche beiden eigen ist. Aber ein Gefühl machte sich peinlich in ihm geltend: das des Hungers, und dies Gefühl trieb ihn vorwärts, denn auf den leeren und verödeten Feldern vermochte er nichts zu entdecken, womit er den knurrenden Magen befriedigen konnte. Eine Viertelstunde etwa war er so in der Irre umhergelaufen, als Hundegebell an sein Ohr schlug, er stand still und horchte auf; wieder ertönte Gebell, und er ging dem Schalle nach.

Bald unterschied er nun die Umrisse zusammenhängender Gebäude: eine Stadt oder ein Dorf lag vor ihm und er verdoppelte die Schnelligkeit seiner Schritte. Je näher er kam, desto mehr vermeinte er einen eigentümlichen brandigen Geruch zu verspüren, und jetzt, am Eingange des Ortes, trieb ihm der Wind einen ganzen Schwaden Rauch ins Gesicht.

Auf der StraÙe war alles still und der Müller dachte, gewiß ist es frühmorgens und der Bäcker hat den Ofen zu stark geheizt, ich will zu ihm gehen und mir ein Stückchen Brot betteln, sonst ist doch wohl niemand hier wach.

Aber was ist das? Der Rauch wird stärker und stärker und benimmt einem ja förmlich den Atem; dort von dem einzelnstehenden Hause mit zwei mächtigen Pappelbäumen vor der Thür dringt der Rauch her und: „Feuerjo! Feuerjo!“ schreit der Müller aus voller Kehle, denn

aus dem Dache prasselt jetzt eine mächtige Flamensäule auf, sprengt den Dachstuhl mit gewaltiger Kraft auseinander und leckt mit gefräßiger Gier die Wände hinauf und hinab.

„Feuerjo! Feuerjo!“ schreit nochmals der Müller, als stände sein Leben vor räuberischen Angriffen auf dem Spiele, und läuft dann spornstreichs in das brennende Haus, dessen Thür nur eingeklinkt ist.

In der Stube, die er öffnet, sitzt eine alte Frau und liest beim Scheine einer Lampe in der Bibel. Sie ist erschrocken und unwillig, als sie den Eindringling vor sich sieht, und legt ihre Brille beiseite, indem sie spricht: „Packt Euch hinaus, was habt Ihr hier zu schaffen?“

„Euch hinaus, Mütterchen,“ erwidert der Müller, „denn das Haus brennt lichterloh!“



Der Müller trägt sie im Flügel, doch behutsam, die Treppe hinab.

Die Alte ist schwerhörig: „Was wollt Ihr?“

Mit lauter Stimme wiederholt er seine letzten Worte, doch die Frau schüttelt den Kopf und meint: „Mein Sohn, der Schmied, ist in der Schenke, aber seine Tochter ist oben bei dem Kranken. Packt Euch hinaus!“ Und die Brille wieder zur Hand nehmend, schiebt sie sich an, weiter zu lesen.

Dem an ganzen Leibe vor Aufregung zitternden Müller bleibt nichts übrig, als die alte Frau um die Schulter zu fassen und sie trotz ihres Gezeters und Geschreis hinauszuführen, wo ihr endlich das Verständnis für des Mannes eindringliche Worte aufgeht und sie mit gerungenen Händen jammert und wehklagt. Auf den Straßen laufen schon von allen Seiten Menschen herbei. Der Müller ist bereits wieder in das Haus zurückgekehrt, denn die Mitteilung der Alten, daß noch andere Menschen darinnen verweilen, verleiht ihm frische Kraft und seinen Füßen wunderbare Schnelligkeit. Jedes Gefühl des Hungers ist verschwunden.

Ein mar- und beindurchdringender Schrei tönt jetzt von der Treppe herab: „Zu Hilfe, zu Hilfe!“ Dann erfolgt ein dumpfer Fall und es ist wieder alles still. Der Müller nimmt die brennende Lampe aus der Stube und stürmt die Treppe hinan. — Da liegt auf den Dielen ausgestreckt ein junges Mädchen mit geschlossenen Augen, — sie ist vor Schrecken in Ohnmacht gefallen. Der Müller trägt sie im Fluge, doch behutsam, die Treppe hinab; im Hausflur sind schon andere Personen, die retten wollen, eingetroffen und nehmen ihm die Last ab.

Es knackt und prasselt unheimlich im ganzen Gebäude, Balken stürzen nieder und durchschlagen im Fall die Decken und Mauern, die vom Feuer noch nicht ergriffen sind. Auch auf der Treppe liegen schon brennende Holzteile. Der Müller springt darüber hinweg und dringt hinauf in die Kammer, — ein Kranke liegt ja dort drinnen, wie die alte Frau vorhin bemerkt hat. Aber das Entsetzen lähmt dem Müller die Knie und macht seinen Körper zur Bildsäule erstarren, als er die Thür aufgerissen hat und dem Kranken, der angstvoll aufgerichtet im Bette sitzt, in das bleiche Gesicht schaut, denn er erkennt in ihm — Jürgen, den erschlagenen Schmied, und: „Jürgen“ bebt es angstvoll zitternd von seinen Lippen.

Auch der Kranke ist einen Augenblick über dies unermutete Wiedersehen fassungslos. Allein der Erhaltungstrieb gewinnt bald die Oberhand in ihm: „Willst du mich diesmal vom Tode retten, so mach schnell, Hans. Ich liege hier mit gebrochenem Beine, — du weißt, von dem Abturz, — die Wunde am Kopfe rechne ich nicht!“

Der Müller erwacht bei diesen Worten aus seiner Betäubung, und seiner gemarterten Seele entringt sich ein Ausruf, so hell und freudig, daß er das Knistern und Prasseln des Feuers übertönt. Er taucht das Bettuch in einen zur Seite stehenden, wassergefüllten Eimer und schlägt das nasse Tuch um den Kranken, umfängt ihn dann mit starken Armen und trägt ihn, als sei es sein Liebstes auf der Welt, durch Qualm und Rausch und Sprühfeuer auf die Straße hinab, wo er von einem nicht enden wollenden Hurra begrüßt wird. Und er fühlt, wie ihn zwei weiche Arme umfassen und zwei feuchte Lippen einen Augenblick auf seinem Munde ruhen.

Es durchzuckt ihn so wunderbar und eigentümlich, und er hört es leise flüstern: tick, tick, tick — tick, tick, tick — tick, tick, tick, — — aber nicht wie sonst anklagend und sinnverwirrend, sondern süß und melodisch, und zwischendurch klingt es vernehmlich: „Du bist ent- sühnt!“

Er ist wie trunken von seinem Glück und taumelt hin und her. „Die Uhr! die Uhr!“ ruft er aus, „sie darf nicht verbrennen und ich hole sie!“ Er wirft noch einen verklärten Blick auf den Schmied und dessen Braut und stürzt dann schnell, ehe ihn jemand aufzuhalten vermag, in das brennende Gebäude.

Ein hundertstimmiger Aufschrei ertönt, dann ein furchtbares Krachen von stürzenden, rotglühenden Balken, die Funken fliegen turmhoch in die Luft — — der Müller hat seine Schuld für immer geföhnt.

Die Wirtin von Bornau.

Von Heinrich Seidel.



In Bornau war eine junge hübsche Wirtin, welche besonders gut tanzte und wegen ihrer Kochkunst ringsum berühmt war. Damit war sie nicht zufrieden, denn der Ehrgeiz plagte sie, besser tanzen zu können

als irgend jemand in der ganzen Gegend. Dies aber war nicht der Fall, denn die schöne braunäugige Tochter des Reichmüllers, die so zierlich auf den Füßen ging wie eine Bachstelze, tanzte noch besser, so leicht wie die Luft und so flink wie ein Vogel, weswegen alle Leute ihr den Preis zuerkanteten.

Und was nun das Kochen betraf, so kehrten öfters Fremde bei ihr ein, die weit in der Gegend herumkamen und manchmal einen kleinen Umweg nicht gescheut hatten, um in dem berühmten Wirtshause ihres Leibes zu pflegen. Jedoch immer hieß es dann: „Ja, ja, recht gut, aber die Wirtin im „Silbernen Roß“ zu Goldberg versteht es doch noch besser.“ Darüber verzehrte sich die junge Frau fast vor Neid und Ehrgeiz, denn mit aller Mühe konnte sie dies nicht ändern und trotz aller Übung und alles Fleißes blieb sie in ihren beiden Lieblingskünsten immer nur die zweite.

Da geschah es eines Tages, daß ein vornehm gekleideter Mann, der auf einem glänzenden schwarzen Rößlein ritt, in das Gasthaus zu Bornau einkehrte.